

Für die Jugend.

Aus „Das Lied von der Glocke.“

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Ersticken, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erlangen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe.

Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrscht der Weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehrt die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reut ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllt mit Schätzen die duftenden Läden,

Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,

Und sammelt im reinlich gebläuterten Schrein

Die schimmernde Wolle, den schneeweißen Lein,

Und fügt zum Guten den Glanz und den Schimmer

Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick

Von des Hauses weitstehendem Giebel

Ueberzählet sein blühend Glück,

Ueberzählet der Pfosten ragende Bäume

Und der Scheunen gefüllte Räume

Und die Speicher, vom Segen gebogen,

Und des Kornes bewegte Wogen,

Rühmt sich mit stolzem Mund:

Reich, wie der Erde Grund,

Gegen des Un Glücks Macht

Steht mit des Hauses Pracht!

Doch mit des Glückes Mächten

Ist kein ew'ger Bund zu flechten,

Und das Unglück schreiet schnell.

Friedrich Schiller.

Kleine Vandalereien.

Die Hand.

Die Hand ist kein Menschen der Endtheil der oberen Gliedmaßen, obwohl man im gewöhnlichen Leben mit dem Worte „Hand“ den ganzen Arm, sowohl den Oberarm, als auch den Unterarm bezeichnet. Der Affe ist ebenfalls mit Händen, sogar mit viereckigen, versehen; allein die Hand des Affen ist der Hand des Menschen, in Anbetracht der Vollkommenheit der Bewegung und des zarten Gefühls weit nach, daher gelingt es nur der Menschenhand, Kunstwerke herzustellen.

Die Hand des Menschen besteht aus drei Theilen: der Handwurzel, der Mittelhand und den Fingern. Ihre glatte Oberhaut ist mit unzähligen, spiralförmig gestellten Wurzeln versehen, welche der Sitz und das Organ des feinen Gefühls, des Tactsinnes sind. Die Hand stellt im getriebenen Zustande eine Art Schaufel dar, die sie aber dem zu erregenden Körper mit Leichtigkeit anzuschmiegen vermag und womit man die kräftigsten, aber auch die zartesten Bewegungen mit der beabsichtigten Sicherheit ausführt.

An der Hand erkennt man nicht bloß die Beschäftigung des Menschen, sondern gewissermaßen seine geistige und moralische Eigenart.

Die Hand des Arbeiters ist breit, groß, plump und mit Schwielen versehen, während die Hände der Damen und Gelehrten zart gebaut, weich, klein, alabasterweiß und mit rosigem Anhauch versehen sind, somit kann man allerdings von einer arbeitssamen und geistigen Hand sprechen. In der Gestaltung der Hand spricht sich demnach nicht selten der Stand des Menschen aus. Doch nicht die Form allein ist bei der Hand wohl zu beachten; sondern auch die Stellung und die Bewegungen der Hände sind bemerkenswerth, indem sie der Rede Ausdruck geben, denn ihre bloße Stellung drückt schon allein eine ganze Reihe von Gedanken und Gefühlen aus. Darnach kann man behaupten, daß die Hand selbst spricht, denn mit ihr bitten, befehlen, drohen, schwören wir. Insbesondere bei den Tauchkummern ist die Hand ein Sprechorgan, denn es gibt bei ihnen ein Finger-Alphabet und eine Fingersprache, wodurch sie sich verständlich machen können.

Doch bezieht sich alles, was man von der Hand des Menschen rühmt, eigentlich auf die Finger, denn die Handwurzel und die Mittelhand sind für den Gebrauch der Hand nicht von so hoher Wichtigkeit. Und in der That sind die Finger die eigentlich wirksamen Faktoren der Menschenhand. Jeder derselben bildet mit dem Daumen eine Art Zange, welche zum Aufheben der kleinsten Gegenstände sehr geschickt ist, und alle Finger zusammen ballen sich zur festhaltenden Faust. Vor den mit drei Gelenken versehenen Fingern ist der Daumen, welcher nur zwei Gelenke besitzt, am wichtigsten. Der hat die meiste Beweglichkeit und kann den einzelnen Fingern entgegen gestellt werden, er ist auch härter und wider als jene und sein Verlust nimmt der Hand den größten Theil ihrer Kraft und Verwendbarkeit. — So ist also

die Hand die Vollstreckerin und Aufseherin unserer Gedanken, durch sie beherrschen und bewältigen wir die verschiedenen Formen der Materie, sie ist es, die daraus Kunstprodukte bildet, in ihren zahllosen Bewegungen vereinigt sich die Kraft mit der Schnelligkeit und Leichtigkeit auf die vollkommenste Weise.

Durch ihren Verlust sieht sich der Mensch zur physischen Unthätigkeit und zur traurigsten Abhängigkeit für das ganze Leben verdammt. Hier das Lied, welches der französische Landmann am Pfluge zum Ruhme dieses Gliedes anstimmt:

Die Hand pries noch kein Mund

Genug,

Geziemend klingt dein Lob aus meinem

Mund.

Mhnsrau von Hammer, Schwert und

Pflug,

Bist du das alles doch in einem.

Du schreibst — ob klein in Lettern

Gleich —

Gedanken, die wie Ström' aus

Schluchten

Durchziehen manches weite Reich.

Und fernes Land und Volk befruchten.

Du bildest hier ein wohnlich Haus,

Gewänder dort, die festlich schmücken,

Und hundert Dinge führst du aus,

Die lieblich jedes Aug' entzünden.

Du nährst — ob auch der Sterne

Schwefel

Auf deine Schwielen niederhauet.

Sie seh'n dir, wie der Furche Gleis

Dem Ader, den du selbst bebauet.

Ich singe deinen Ruhm am Pflug,

Bejahend winkt mir der Spaten;

Es pries dich noch kein Mund genug,

Genosß dich der schönsten Thaten!

Eine gefährliche Reise.

Vor etwa 50 Jahren wollte ein Luftschiffer mit Namen Brooks eine Fahrt mit seinem Luftballon machen.

Er befand sich auf einer Farm in der Nähe von Centralia im südlichen Theile des Staates Illinois. Der Besitzer dieser Farm hieß Harben, er war Wittwer und hatte zwei kleine Kinder, Willie und Nettie. Willie war vier Jahre und Nettie acht Jahre alt.

Nachdem der Luftballon mit Gas angefüllt war, schwebte er ungefähr drei Fuß über dem Boden, festgehalten durch einen an einem Baume befestigten Strid. Während der Luftschiffer, Herr Brooks, nach dem ungefähren einen Büchsen schuß entfernten Farmhause geseilt war, um seine für die Reise nöthigen Kleider zu holen, setzte Harben, seine Gefahr ahnend, seine beiden Kinder aus Spaß in den Korb unter dem Luftballon. Auf einmal riß ein heftiger Windstoß den Strid entzwei, und hinaus stieg der Ballon in die Luft. Vergeblich bemühte sich Herr Harben, den Strid noch zu ergreifen, er konnte nicht, es kam zu plötzlich. Das Geschrei der unglücklichen Kinder war herzerregend. Untröstlich folgte der Vater dem Ballon, so weit er ihn sehen konnte, bis er in den Wolken verschwand.

Der Ballon stieg immer höher und wurde von der oben herrschenden südlichen starken Luftströmung schnell nach Norden zu getrieben. Die Kinder waren eingeschlafen und schliefen ruhig die ganze Nacht hindurch, während der Luftballon seine Reise fortsetzte. Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, wachten die Kinder auf und erblickten die Erde ganz nahe unter sich. Das abgerissene Ende des Strides, womit der Ballon an dem Baume befestigt gewesen war, reichte beinahe auf die Erde. Das Luftschiff bewegte sich in einer Höhe von ungefähr 30 Fuß langsam vorwärts, da in der Nähe der Erde nur eine schwache Brise wehte.

Auf einmal stand der Ballon still, und als die Kinder aufblickten, sahen sie sich in der Mitte der Zweige eines großen Baumes, in welchen ihr Fahrzeug festgerannt war.

In der Nähe des Baumes stand ein Farmhaus, dessen Besitzer den Ballon schon einige Zeit beobachtet hatte. Dieser eilte schnell herbei und befreite die Kinder aus ihrer unglücklichen Lage. Mit Erstaunen hörte er die Geschichte Netties, denn das Luftschiff hatte während der Nacht im Staate Illinois über 200 Meilen durchfliegen. Die Kinder fanden freundliche Aufnahme bei der Frau des Farmers.

Nach zwei Tagen kam Herr Harben, der inzwischen benachrichtigt worden war, und holte seine Kinder. Die Freude des Vaters und der Kinder war rührend anzusehen. Dann reisten sie zusammen nach Centralia zurück. Nettie und Willie leben heute noch gesund und munter in der Nähe Centralias.

Die guten Beziehungen zwischen Guatemala und Mexico sind bis zum Äußersten gedehnt, meldet eine Nachricht; gut, daß dort soviel Gummi wächst.

Die Mumie der Kanzleiräthin.

Eine Hofgeschichte.

Auf dem Hofe eines Berliner Miethshauses hatte sich eine Anzahl Menschen versammelt, die eifrig mit einander verhandelten, ob die Polizei geholt werden solle oder nicht. Die Hauptperson der Schaar war die Portierfrau, und gerade sie weigerte sich, dem Senfationsbedürfnis der Uebri gen nachzugeben.

„Ich thue es nicht,“ versicherte sie mit abwehrend aufgehobenen Händen. „In meiner vorigen Stelle habe ich es einmal gethan bei einem jungen Manne, der zwei Tage nicht zum Vorthein kam; und dann haben sie mich alle angeschaut, der Wirth und die Polizei und der Jüngling auch. Er hatte bloß einen Wortschmerz gehabt und sich einmal außerordentlich ausgeglichen. Und, wenn es mit der Frau Kanzleiräthin auch nicht diese Wandlung hat — sie wird sich schon wiederfinden, auch ohne Polizei.“

„Aber Frau Bundtze,“ rief eine Andere, deren hochrothe Wangen und rollende Augen deutlich ihre Erregung verriethen, „sehen Sie doch bloß, das Frühlingskleid von gestern und von heute, wenn das noch kein Zeichen ist, daß der alte Name etwas zugezogen ist, dann weiß ich es nicht.“

Sie schlang zwei Beutel, einen rosa- und einen blaugestreiften, vor dem Gesicht der Gegnerin, die kalt lächelte und einen Schritt zurücktrat.

„Bleibst du hier,“ rief sie, „ich gehe.“

Die Pförtnerin glaubte selbst nicht an ihren Einwand, fand aber im Augenblick keinen anderen. Sie ernstete denn auch nur ein höhnisches Gelächter damit.

Die Debatte wurde immer lauter. Aus verschiedenen Fenstern des Vorderhauses lugten neugierige Köpfe, die zu erlauten strebten, was die Bewohner der Seitensügel und des Quergebäudes — wenigstens die weiblichen — so vollständig da unten zusammengetrieben haben konnte.

Seht doch einmal, rief jetzt eine Stimme aus der Gruppe, da steht ja das Fenster vom Hängeboden auf, da muß man doch von oben hineinschauen können.

Das war einleuchtend. Alle drängten ins Haus, stürmten die Bordertreppe in die Höhe und hielten erst athemlos am Flursfenster der zweiten Etage an, von wo man bequem nach der im Quergebäude befindlichen Wohnung der Frau Kanzleiräthin hinübersehen konnte. Richtig, das Fenster ihres Hängebodens war auf, und — was erblickten die entsehten Augen!

Langhingestreckt auf dem Fußboden lag eine grau-gelb-bräunliche Gestalt, den Umrissen nach ein Mensch, eine weibliche Leiche! — Der Kopf — dem Fenster zurückgelehnt, schien kaum einen halben Meter von diesem entfernt, ließ aber weder Gesichtszüge noch eine etwaige Umhüllung deutlich erkennen. Auch das schärfste Hinsehen ergab nichts Positives, was die erregten Weiber aber nicht abhielt, mit Genugthuung festzustellen, daß sie das sei, die Kanzleiräthin selbst, vielmehr ihre Leiche — die Leiche einer schändlich und heimtückisch Ermordeten. Ob sie erstochen oder erstickt worden sei, darüber waren die Meinungen noch getheilt. Ein Zweifel war aber nicht mehr möglich, selbst die Pförtnerin, bis in die Lippen erbläut, wich der Gewalt der Thatfaden.

Man redete von Neuem auf sie ein und suchte sie zu bewegen, wenn nicht die Polizei, so doch den Hauswirth, der nur einige Häuser weit wohnte, zu benachrichtigen. Zu diesem zahlbaren Schritt entschloß sie sich denn auch angesichts der schauerlichen Wahrnehmung, die sie alle zusammen gemacht hatten. Während sie eiligt davonlief, blieben die anderen auf ihrem Beobachtungsposten, von dem sie nicht zu weichen gedachten, bis Frau Bundtze mit Herrn Lehmann anlangen würde. Man hatte so viel Muthmaßungen und Verdachtsmomente ausgetauscht, daß die Zeit keinem lang wurde.

Run öffnete sich auch die Korridor-thür der einen größeren Wohnung in dieser Etage, und heraus schlüpfte, so schnell und lautlos, wie es ihre Korporulenz gestattete, die Köchin von Proffors und gestellte sich zu den „Hofbuben“, unter denen sie mehrere gute Freundinnen und nur zwei oder drei Feindinnen hatte. Sie schwebte förmlich hinein in die Versammlung, die sich sofort zu einem lieblichen Krang um sie schloß, da man es ihr ansah, daß sie etwas zur Sache sagen wollte.

„Unser Herr,“ flüsterte sie mit vorsichtiger Mühe, „der steht schon eine halbe Stunde am Küchenfenster und zerbricht sich den Kopf, was das da draußen wohl ist. Die Frau Professor meint, es wäre die Kanzleiräthin; aber er sagt: „Unfinn, so läge keiner da, der ermordet ist,“ und nun hat er sich das Theaterglas geholt und steht und guckt und murmelt vor sich hin: Wie eine Mumie, wahrhaftig wie eine Mumie!“

„Was ist denn das, eine Mumie?“ fragte eine Halbblühende, die mit einer Wichttanne in der Hand dabei steht

und ihre auf Milch wartenden Kunden ruhig weiter warten läßt.“

Pauline, als Köchin bei einem Gerichtspräsidenten, giebt in sachlichem Tone die Erklärung.

„Mumien sind die Töbten, welche die alten Aegypter einbalsamirten, damit sie sich tausend Jahre und noch länger hielten. So etwas verstehen die Leute heutzutage gar nicht mehr, nicht einmal mit dem Verbrennen wissen sie richtig Bescheid.“

„Dann ist es am Ende der Mann, den die Frau Kanzleiräthin sich da aufbewahrt!“

Die Vorwitzer, die mit Behagen diese Bemerkung herausgeträht hatte, wurde zur Ruhe verwiesen; aber sie hatte damit den Vermuthungen einen neuen Weg eröffnet. Besonders die mit den Bäderbeuteln in der Hand, eine Flurnachbarin der Verschwundenen, machte plötzlich eine halb bestrizte, halb geheimnißvolle Miene. Mit tiefem Aufathmen stieß sie hervor:

„Also darum!“

Von allen Seiten bestürmt, zu sagen, was sie wisse, gab sie nur allzu gern nach und erstattete folgenden Bericht:

„Vor etwa drei Wochen war ich bei der Frau Kommerzienrath zum Reinmachen; sonst macht sie sich alles allein; aber manchmal braucht sie ja doch eine Hilfe. Ich ging denn auch, als sie mich bat, und wurde ganz gut mit ihr fertig. Zum Frühlingskleid gab es belegte Stullen und eine Tasse Kaffee, und zu Mittag eine Flasche Bier; ich konnte nicht klagen. Und die Behandlung war auch gut. Sie wohnte ja bloß im Hinterhaus und mag mehr Sorgen haben, wie wir anderen, die sie auskommt mit ihrem blassen Pension... Nachmittags, als wir fast fertig waren mit den zwei kleinen Stübchen, sagte ich: Nun kommt wohl der Hängeboden an die Reihe — da ruft sie ganz aufgebracht:

„Nein, den lassen Sie nur! Den mache ich mir schon selbst sauber, nehmen Sie nur jetzt die Küche vor.“

Mir war es recht; aber neugierig war ich doch geworden, und, als sie einmal in die Stube ging und eine Weile dort blieb, setzte ich mir leise die Leiter an und will eben hinaufsteigen, da kommt sie wieder, sieht mich und fährt wie eine Furie auf mich los:

„Werden Sie das lassen. Ich habe es Ihnen doch verboten!“ — und reißt mir die Leiter weg, daß ich denke, sie will sie mir auf den Kopf schlagen. Und dann ist sie mir nicht mehr von der Pelle gegangen bis zum Abend, und mit keinem Fuß hat sie mich seitdem in der Wohnung allein gelassen. Aber nun wird es mir klar: Auf dem Hängeboden hat sie etwas, was Keiner wissen soll.“

Sie schweig und sah sich befriedigt im Kreise um. Alle Gesichter zeigten anhängiges Staunen, nur die Vorwitzer erhob wieder die Stimme:

„Weiter nichts?“

„Bist ich es nicht,“ meinte eine andere, „man läßt ja auch nicht gern einen Fremden in Alles hineinschauen.“

„Na, hören Sie einmal,“ fuhr die Berichterstatterin auf, „ich bin eine ehrliche Person und hätte der Kanzleiräthin nichts von ihren Sachen gestohlen, wollen Sie mich bestrafen?“

„Nur stille, vom Stehlen hat kein Mensch gerettet; aber was bei der Neugierde herauskommt, das sehen Sie ja.“

Beinahe wäre es zu einem Rededuell zwischen den beiden Jungen gekommen, an dem die Umstehenden wahrscheinlich denselben ästhetischen Genuß gehabt hätten, den der Weibspöhlerei empfand, wenn er in seinem Leibelbalt die Reichthumsverhandlungen lieft. Da erliefen zum Glück, athemlos zum Laufen, aber mit ständiger Begleitung, die Portierfrau wieder auf der Bildfläche. Sie gingen über den Hof, rechts von ihr ein Polizist, links Herr Lehmann, hinter den Dreien ein Schlosser. Nun hieß es, schnell hinüber auf den eigentlichen Schauplatz der Tragödie.

Hier nahmen jetzt die Männer die Gelegenheit in die Hand. Da ihrer nur drei waren, durften auch von den verammelten Frauen nur immer drei zu gleicher Zeit rein, was ungemein zur Klarheit der Darstellung beitrug. Schließlich schnitt der Polizist die verschiedenen Redefäden kurz ab mit einem barschen „Ruhig jetzt!“ und, zu dem Schlosser gewandt, sagte er:

„Öffnen Sie das Schloß!“

In dichtgedrängtem Halbkreis umstanden die Zuschauerinnen die Gruppe an der Thüre. Ein leises Schieben begann. Jede wollte unter den Ersten sein, welche Zutritt in die Wohnung erlangten.

Athemberklemmendes Schweigen herrschte.

Man hörte nur das Rasseln der Dietriche und das Schrauben des Hauswirths, dessen Schraubpunkt für Anfranzung und Aufregung zu gleicher Zeit nicht geschaffen war.

Mitten hinein in die Spannung dieser großen Minuten klang ein entsetzlicher Schrei, und eine weibliche Stimme rief in schrillen Tone:

„Was geht hier vor? Was machen Sie an meiner Thüre?“

Die Menge wich zurück. Auf der obersten Treppentstufe stand, im Reifrock, eine Ledertasche in der Hand, die „Ermordete!“

„Wie kommen Sie dazu, meine Thüre aufzubrechen?“ schrie sie den Schlosser an.

Der sagte sich von Allen zuerst, nahm seine Werkzeuge, seine Wähe

Bettlerlogik.



— Heute geht das Geschäft recht schlecht, man muß sich wirklich plagen, wenn man sich anständig durch's Leben schlagen will!

und fragte, wer ihm den Gang bezahle.

„Frau Kanzleirath,“ nahm jetzt der Hauswirth das Wort, „entschuldigen Sie tausendmal, wir dachten, Sie wären ermordet worden — und deshalb —“

„Ich? Ermordet? Das wäre ja noch schöner.“

„Na, schön wäre es nicht für Sie, und dann, sehen Sie, da liegt etwas bei Ihnen auf dem Hängeboden — und dazu die Frühlingskleider!“

Sie wurden der Heimgekehrten vor die Nase gehalten.

„Das hatte ich ganz vergessen; aber deshalb braucht man doch nicht gleich so viel Wesen zu machen! Ich war ja nur zwei Tage verreist.“

„Und die Mumie?“

Die Frau, welche es gerufen, duckte sich schnell hinter eine Gröbere.

„Was? Mumie? Was wollen Sie damit sagen? Ich möchte doch sehr bitten —“

Der Polizist fühlte sich nun doch berufen, mit der Strenge des Gesetzes einzuschreiten.

„Es ist hier etwas voreilig gehandelt worden, meine Dame,“ versetzte er; „aber wie die Umstände nun einmal lagen — Sie waren verschwunden, öffneten auf kein Klingeln, die Bäderbeutel hingen da, und auf Ihrem Hängeboden lag etwas Verdächtiges. — Es konnte Ihnen doch wirklich etwas zugefallen sein.“

Die Frau Kanzleirath hatte inzwischen ihren Korridorschlüssel aus der Tasche geholt. Sie schloß auf und sagte:

„Ich bitte alle Anwesenden, sich von der Unschuld und Harmlosigkeit meines Hängebodens zu überzeugen, damit das dumme Gerücht ein Ende hat.“

Damit machte sie eine einladende Handbewegung und ging voran.

Bald hatten die ersten Eindringlinge die Leiter erstiegen. Ein scharfer Blick in die Runde. — Dann fing man an zu laden. Auch die anderen kamen lachend herunter. — Bald bemächtigte sich des ganzen Hauses eine ausgelassene Lustigkeit, in der die schönsten Randbemerkungen fielen.

Was lag denn nun dort oben lang dahingestreckt auf den Dieben? Was war das für eine Mumie, die der Herr Professor durch ein Theaterglas beobachtet hatte?

Ein verbeutelter Haubentopf, ein blinder Badpapier und ein längerlicher Karton, diese Gegenstände, hier in friedlicher Nachbarschaft aneinander gereiht, mochten von drüben wohl den Eindruck einer menschlichen Figur machen, in der Nähe aber boten sie ein Stillleben von großer Mächtigkeith. Wie ein paar Frühlingskleider und ein offenes Hängebodensfenster doch die Phantasie der Leute aufregen konnten!

Nach langer sprach man in den verschiedenen Behausungen des Hintergebäudes von der Mumie der Frau Kanzleirath; aber den Gipfel des Interesses erklomm diese, als es ruchbar wurde, daß sie sich verlobt habe und in sechs Wochen heirathen werde! Die Dreihundfünfzigjährige machte noch eine gute Partie. Ihr Zukünftiger war Rentier und besaß ein nettes Anwesen. Er hatte durch eine Annonce eine Lebensgefährtin gesucht, und sie war resolut genug gewesen, sich zu melden. Verlor sie durch eine zweite Heirath auch Titel und Pension, so hatten doch das schuldenfreie Hauschen und ihres Zukünftigen Sparkassenbücher sie nicht minder begünstigt.

Während um ihre verlassene Wohnung sich dunkle Gerüchte von Einbruch und Raubmord hallten, war sie auf rosigen Pfaden gewandelt, neuer Liebe, neuem Glück entgegen. —

Freuherzig: Entschuldigung.

Einst besuchte Friedrich Wilhelm der Vierte als Kronprinz das königliche Theater. Beim Verlassen desselben begleitete ihn der Direktor Cers an den Wagen, wobei er einen neugierigen Strahlenblick etwas unsanft beiseite schob. Der, nicht faul, warf ihm ein herzhaftes „Sie Doh!“ an den Kopf, worauf zum Erstaunen der Hofgesellschaft Cers entschuldigend zum Kronprinzen sagte: „Er meinte mir, Königliche Hoheit!“ — „Das hab' ich gar nicht anders aufgefaßt,“ entgegnete lachend der Kronprinz.

Verrathen.

Madame: „Da ist ja auch der silberne Löffel wieder, der so lange verschunden war!“

Diensthäbden: „Ja... es ist aber gar kein Silber, Madamel!“

Glückliche Ehe.

„Seit drei Wochen rede ich mit meinem Manne kein Wort mehr!“

„Na, dann lebt Ihr ja im schönsten Frieden.“

Im Restaurant.

Wirth: „Ein sonderbarer Mensch, der Rechenlehrer, die Zahlen hat er im Kopfe, wie nur einer, aber das Zahlen vergißt er regelmäßig.“

Junge Ehe.

Junge Hausfrau: „Wie hat die Köchin nur die Suppe gekocht, die ist ja vollständig verfallen, und Du findest sie prächtig, Männchen?“

Ghemann (verlegen): „Ich glaube, mein Lieb — Du habest sie gekocht!“

Verpöbte Reclamation.

Barbier (zum Jungen, den er vor einer halben Stunde das Haar geschnitten hat): Was willst du denn schon wieder, Kleiner?

Junge: Die Mutter hat mich umgeschickt, die Haare wären zu kurz geschnitten!

Vom Serenissimus.

Serenissimus liegt in der Zeitung, daß einem Kanonier gelegentlich einer Schießübung das Trommelfell geplatzt ist. „So, so,“ murmelt er vor sich hin, „habe bisher noch nicht gewußt, daß bei der Artillerie auch Trommeln sind.“

Bedenklich.

Dame: „Der Papagei, den ich bei Ihnen gekauft habe, gebraucht ja ganz schreckliche Ausdrücke.“

Vogelhändler: „Ja, bei dem Thier müssen Sie vorsichtig sein. Es ist erstaunlich, wie schnell er alles aufschnappt!“

Galgenhumor.

Junger Arzt (seinem Freunde die Wohnung zeigend): „Das hier ist mein Wartezimmer.“

Freund: „Aber das sagtest Du ja von dem anstößenden auch.“

Arzt: „Ja, in diesem warte ich!“

Logisch.

Kunde: Die mir zuletzt gelieferten Cigarren werden, je weiter man im Kistchen hinunterkommt, immer schlechter.

Lieferant: Sie sind ein ewiger Mögler, drehen Sie doch das Kistchen einfach um und fangen Sie so an, dann werden die Cigarren immer besser.

Er kennt seine Pappenheimer.

„Hören Sie mal, lieber Meier, können Sie mir nicht 40 Mart pumpen?“

„Ich möchte es Ihnen nicht abschlagen, Herr Baron, aber ich gehe gern sicher. Werde Ihnen 20 Mart geben, dann weiß ich wenigstens bestimmt, daß ich gerade so viel gewonnen als verloren habe.“

Ein Rechenkünstler.

Der Lehrer hat seinen Schülern eine Rechenaufgabe gestellt; alles rechnet eifrig, nur Fräulein schaut gedankenvoll durchs Fenster nach dem gegenüberliegenden Hause hinüber. Plötzlich fährt ihn der Lehrer an: „Nun, Fräulein, was kommt heraus?“

Fräulein (erschrocken): „Die Frau Meyer!“

Süßes Gewissen.

Fräulein Martha, die reiche Kaufmannstochter, ist mit dem Proturisten ihres Vaters heimlich nach der Residenz durchgebrannt. Dort besuchen sie ein Gartenconcert. Als sie gerade eintreten wollen, spielt das Orchester aus der bekannten Oper die Stelle: „Martha, Martha, Du entschwandest!“ Entsetzt packt die Ausreißerin ihren Galan beim Rock und flüstert: „Um Gotteswillen, nicht da hinein, Geliebter, wir sind entbedt!“

Sehr ernstlich.

Die Frau: „Glaube nur nicht, daß ich nicht noch andere Bewerber hatte, ehe Du mich heiratest.“ — Richard Lehmann und dem Apotheker Meier habe ich seiner Zeit einen Korb gegeben, und heute sind beide schwer reiche Leute, während Du immer noch ein armer Schlucker bist.“

Der Mann: „Ich mußte ja auch die ganzen Jahre hindurch Deine Kleider- und Hutzrechnungen bezahlen. — Sie nicht!“